Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein

Band: 40 (1935-1936)

Heft: 10

Artikel: Rund um das Märchen : das kommt davon, oder wie ein Märchen anfängt und wie ein Märchen aufhört

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-313207

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

40. Jahrgang **Heft 10** **20. Februar 1936**

Rund um das Märchen

Das kommt davon, oder wie ein Märchen anfängt und wie ein Märchen aufhört

Rudyard Kipling ist gestorben, der Schriftsteller, der vor 30 Jahren als erster Engländer den Nobelpreis für Literatur erhielt.

« Er war der Soldatendichter der Engländer, wirklich war er's », sagt einer, der ihn genau als einen etwas stachligen Gesellen kannte. Er sah klar in allen Dingen, weder Rang noch Stellung dessen, über den er schrieb, vermochte seinen Blick zu trüben, und war's ein König – er schrieb über ihn, was er von ihm dachte. Nicht ohne Berechtigung hiess es von ihm, er habe eine scharfe Zunge gehabt, ob er nun die Bureaukratie oder die Militärgewalt in Indien mit seiner Satire äzte oder die grossen und kleinen Tugenden des eigenen oder anderer Völker kritisierte.

Manche Literaten beurteilten Kiplings Verse sogar als herzlich schlecht, aber sie fanden dennoch Eingang in bedeutende Zeitschriften, und Zitate aus « Gunga Bin » fliessen noch heute von den Lippen beliebter Redner, sagt C. S. M.

Die Schreiberin muss leider gestehen, dass sich ihre eigenen Kenntnisse von Kiplings Werken auf drei Tiermärchen beschränken, die in deutscher Übersetzung von Hans Rothe und mit Illustrationen von Erich Ohser vor einer Reihe von Jahren im Verlag Abel & Müller in Leipzig erschienen sind. Aber die drei Tierschnurren « Wie der Walfisch einen engen Schlund bekam », « Wie das Kamel einen Buckel bekam », « Wie das Elefantenkind einen Rüssel bekam » haben jeweilen gerade etwa zur Fastnachtszeit den Schulkindern soviel Spass gemacht, dass sie sich nicht versagen kann, hier aus dem ersten Tiermärchen einige Sätze des Anfangs und vom dritten einige Schlußsätze anzubringen, gleichsam als Kostproben für die Schreibweise und den Humor, welche in denselben zur Geltung kommen.

« Vor langer Zeit lebte einmal im Meere – verstehst du, mein Liebling? – ein Walfisch und der ass Fische. Er ass Haifisch und Schleifisch, Krappe und Quappe, Butt und Mudd, die Makrele mit Seele und den wirklich wahrhaftigen, zittrigen, schlickrigen Aal mit Gemahl . . . » (Anfang der Tierschnurre « Wie der Walfisch seinen engen Schlund bekam ».)

« Das Elefantenkind blieb sitzen und wartete drei Tage, ob seine Nase nicht wieder kleiner würde. Aber sie wurde nicht kleiner, und vom vielen Hinsehen taten die Augen ihm weh. Denn jetzt, mein Liebling, wirst du verstanden haben, dass das Krokodil die Nase des Elefantenkindes zu einem wirklichen, wahrhaftigen Rüssel langgezerrt hatte, so wie ihn heutzutage jeder Elefant trägt . . .

An einem dunklen Abend kam das Elefantenkind zurück zu all seinen teuren Verwandten, und es rollte seinen Rüssel ganz dicht zusammen und sagte: « Wie geht's, wie steht's? » Alle waren erfreut, es wieder zu sehen, und

sagten sogleich: « Komm her, wir wollen dir für deine unersättliche Neugier eins überziehen. »

« Pah », sagte das Elefantenkind, « ihr habt keine Ahnung! Das könnt ihr ja nicht, aber ich kann es, und ich will es euch zeigen. »

Da machte es seinen Rüssel lang und haute zwei seiner lieben Brüder köpflings und bäuchlings auf den Boden.

« Bananen und Melonen! » riefen alle, « wo hast du diesen Kniff gelernt und was hast du mit deiner Nase gemacht? »

« Ich habe vom Krokodil eine neue Nase bekommen an den Ufern des grossen, graugrünschlammigen Limpopostromes », sagte das Elefantenkind, « ich fragte es, was es zu Mittag speist, und es gab mir dies hier als Andenken. »

« Es sieht sehr hässlich aus », sagte sein wolliger Onkel, der Pavian.

« Das ist wahr », sagte das Elefantenkind, « aber es ist sehr nützlich », und es packte seinen wolligen Onkel, den Pavian, bei einem seiner wolligen Beine und schlenkerte ihn in ein Hornissennest.

Darauf zog das unartige Elefantenkind all seinen lieben Verwandten etwas Ordentliches über, bis ihnen die Haut brannte und sie höchlich verwundert waren. Es zog seinem langbeinigen Onkel, dem Strauss, die Schwanzfedern aus und es erwischte seine schlanke Tante, die Giraffe, beim Hinterbein und schleppte sie durch Stachel- und Dornbüsche. Und es trompetete seinen fetten Onkel, das Nilpferd, an und spritzte ihm Wasser ins Ohr, wenn er gerade sein Mittagsschläfchen hielt. Schliesslich wurde die Lage für all seine teuren Verwandten so gefährlich, dass einer nach dem andern sich eilig aufmachte nach dem grossen, graugrünschlammigen Limpopostrom, an dessen Ufern überall Fieberbäume stehen, um sich vom Krokodil neue Nasen zu holen. Als sie zurückkamen, liess einer den andern in Ruhe, und warum, mein Liebling? Seit jener Zeit haben alle Elefanten, die du siehst, und auch alle, die du nicht siehst, genau dieselben Rüssel, wie das unersättlich neugierige Elefantenkind.

(Schluss aus « Wie das Elefantenkind einen Rüssel bekam ».)

Lisa Tetzner – wer ist Lisa Tetzner ?

Gesehen habe ich sie das erstemal an der Völkerbundswoche im « Rotschuo » letzten Herbst und habe gehört, wie sie ein paar Gedichte vortrug, so dass ich an die Vortragende und an die Gedichte irgendwie immer wieder einmal denken musste. Dann habe ich von ihr gehört, dass diese Frau zu den vom Leid des Krieges tiefgebeugten Frauen gegangen sei, um sie zu trösten und aufzurichten, und das habe sie vermocht mittelst ihrer ganz besondern und seltenen Gabe, Märchen zu erzählen ... Aus einer Schweizerstadt, aus einer Schule, in welcher Lisa Tetzner heranwachsenden Töchtern eine Märchenstunde gehalten, kam die Bestätigung, dass ihre Kunst vermocht habe, 300 quecksilbrige Töchter in lautlose Andacht zu versetzen.

Darum geben wir Lisa Tetzner nun auch in unserer Lehrerinnenzeitung das Wort, damit sie als Berufene zu uns spreche über « Das Märchen », über « Märchengestalten und ihre Symbole » und über « Das Märchenerzählen ».

Das Märchen. Von Lisa Tetzner

Wenn ich hier vom Märchen spreche, so meine ich jene alten Volksüberlieferungen der Menschheit, die uns in ungezählten Variationen erhalten blieben und die als « Volksmärchen aus aller Welt » noch heute fortleben. Zu

Unrecht gelten sie überwiegend als Kinderliteratur, und nur eine kleine Zahl Erwachsener hat sich Sinn und Verständnis für diese Art Dichtung bewahrt. Wiederholt wurde auch schon die Frage aufgeworfen, ob diese alten Märchen überhaupt noch eine Berechtigung für die heutige Jugend haben. Die Gegenstimmen beanstanden Grausamkeit, Königskult und den Kindern fremde, historische Grundlagen. Abgesehen davon, dass eine derartige ablehnende Stellung nicht vom Kinde, sondern vom Erwachsenen aus in Bewegung gesetzt wird, ist sie auch falsch. Alle Kinder sind ihrer Entwicklung gemäss dem Märchen zugänglich. Solange das Kind noch die meisten Erscheinungen der Aussenwelt nicht versteht, und aus seiner Kleinheit und Hilflosigkeit heraus sie als riesenhafte Ungeheuer, ja oft feindliche Dinge empfindet, bedarf es der Märchenphantasie, weil diese seiner Vorstellungswelt entspricht, und weil es sich in ihr zu seinem eigenen Kampf mit vierbeinigen und zweibeinigen Feinden und Widerständen rüstet. Das gesunde und normale Kind schreckt auch die Grausamkeit nicht. Es fehlt ihm noch die Erkenntnis der Grausamkeit und das Erlebnis vom Tode, es braucht sogar die starken Uebertreibungen jener Dinge, um von sich aus langsam zu dem eigenen Erlebnis zu kommen.

Der heutigen Jugend entschwindet das Märchen nur rascher als « Wundergeschichte ». Die Märchenwunder sind längst vom Wunder der Technik überholt worden, die Phantasie unserer Vorfahren, die auf einem Teppich zu fliegen träumten, und die die Siebenmeilenstiefel als das Wunschbild von der beschleunigten Bewegung auf Erden hielten, hat sich als irrig erwiesen und darum an Eindruckskraft verloren. Dass jene fehlerhafte Märchenphantasie die Mutter und der Ursprung jeder Erfindung und allen Fortschittes war, dass ohne diese Wunsch- und Traumbilder vielleicht nie ein Ingenieur auf den Gedanken gekommen wäre, alle diese menschlichen Phantasievorstellungen vom Fliegen, vom Fernsehen und Fernhören und von der beschleunigten Bewegung auf Erden mit Hilfe von Motor und Propellern, Antennen, Akus und Zündkerzen zur Wirklichkeit werden zu lassen, kümmert das Kind nicht. Für uns aber ist es reizvoll, den Sinn der alten Märchen tiefer zu erforschen. Das Kind jedoch, und das geschieht heute sehr rasch, begreift und erlebt sehr schnell die Zusammenhänge der Technik. Es versteht Telephon, Radio, Motor und Propeller, und darum erscheint es ihm reizlos, sich über Geisterstimmen aus der Luft zu wundern, weil diese durch Radio leicht zu erklären sind, und weil Schnelligkeitsrekorde nachweisbar nicht durch Stiefel, sondern durch Motore aufgestellt werden. Dass diese fehlerhafte Märchenphantasie die Mutter und der Ursprung jeder Erfindung und allen Fortschrittes war, interessiert es nicht.

Wie unverrückt und berechtigt sind in fast allen diesen Geschichten noch heute die menschlichen und sozialen Grundmotive. Welch unerhörte menschliche Anklage sozialer Art liegt in dem uralten Hänsel und Gretel. Die Eltern haben kein Brot für die Kinder und so wälzen sie sich schlaflos im Bett herum. Die Mutter beschliesst schliesslich in ihrer Not, die Kinder auszusetzen, in der Absicht, dass sie zugrunde gehen sollen. Im Schneewittchen lässt eine machtgierige Königin in fast fememörderischer Weise aus Eitelkeit und Sucht nach Bewunderung ein unschuldiges Wesen morden, um ihr Herz « ohne Salz » zu essen. Es könnten noch ungezählte Beispiele aufgedeckt und erläutert werden. Denn das Märchen war in allen Zeiten seiner Entstehung eine Agitation des Volkes für das, was es bewegte, und es bildete ein Sprachrohr für die Geschehnisse, Ungerechtigkeiten, Unterdrückungen und Grausamkeiten des jeweils

gesellschaftlichen Lebens. Es war niemals nur ein nationales völkisches Gut, sondern immer ein internationales Standesgut. Der Hof, der Bürger, Handwerker und Bauer erzählten sich ihre Märchen, in denen sie ihren Stand verherrlichten, angriffen oder lächerlich machten, und immer versuchten sie sich und ihren Stand siegen zu lassen, um sich zum damaligen Machtbegriff, dem König, aufzuschwingen. Man denke nur an das tapfere Schneiderlein, an die verschiedenen anderen Handwerkermärchen, an den klugen Bauern und anderes. In ihren Uebertreibungen enthalten sie soviel ursprünglichen Volkswitz, abgesehen von ihrer moralischen Wirkung und den erzieherischen Fähigkeiten. Sie sind voll uraltem Mythus und für die Entwicklung der Menschheit von unschätzbarem Wert.

Darüber hinaus ist das Volksmärchen die erste und vollkommenste sprachliche Kunstform des Volkes und für die Erziehung der Sprache und für die künstlerischen Fähigkeiten des heranwachsenden Menschen von Wichtigkeit.

Keine neue Erfindung, keinerlei Künste sind denkbar ohne die Phantasie. Sie ist am kraftvollsten erhalten im Märchen, und das Reich der Phantasie, die Welt der Träume und Gedanken sind gleichzeitig der innere Reichtum und die Widerstandskraft des Menschen. Diese Kraft muss der Kindheit erhalten bleiben.

2.

Märchengestalten und ihre Symbole.

Die alten Märchen sind aber keinesfalls nur ein alter Hausrat oder eine Angelegenheit der Kinderstube, sondern sie sind für uns alle auch der Weg zur Seele des Menschen. Darum lasst uns ein wenig von diesen Märchengestalten und ihren Symbolen reden, die niemals – welche Wohltat – in aufdringlichen, abstrakten Betrachtungen entwickelt werden, sondern immer in farbigen Bildern abrollen und gestaltet sind. Gedenken wir ein wenig der Gestalten, die alle in so beneidenswertes Märchenglück hineinstampfen.

Da haben wir zunächst einmal die ungezählten Märchen von den treuen Männern und Frauen, die den Geliebten durch irgendein Verschulden oder böse Schicksalsmächte verlieren und erst nach langer, mühevoller Wanderung und schweren Qualen oder schier unlösbaren Aufgaben wiedergewinnen. Meist müssen sie ihn dann aus Tiergestalt und bösen Verzauberungen zu erlösen suchen. Liebe Freunde, wer von uns ist nicht zeitweilig schon « verzaubert » gewesen oder böse und menschenabgewandt wie ein Tier, so dass er eine Hand und eine Liebe brauchte, die ihn erlöst. Wie klar ausgedrückt findet sich im ältesten Märchen das Bild der Untreue ! Die körperliche Berührung mit einem andern treibt dazu, die Braut zu vergessen und « sitzen zu lassen ». Dann sitzt sie in der Einsamkeit und hält sich an ein verlassenes Tier, um etwas Wärme und Liebe zu spüren und singt :

« Kälbchen, Kälbchen, knie nieder, vergiss nicht deine Hirtin wieder,
Wie der Bräutigam die Braut vergass, die unter der grünen Linde sass. »

Oder im herrlichen Märchen vom Trommler. Hier erkämpft sich die verlassene Braut den Geliebten zurück, indem sie Nacht für Nacht vor seiner Kammertür wacht und singt :

« Trommler, Trommler, hör mich an:
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Glasberg nicht mit mir gesessen?

Hab ich nicht vor der Hexe bewahrt dein Leben?
Hast du nicht in Treue mir die Hand gegeben?
Trommler, Trommler, hör mich an! »

Es gibt im Märchen nicht nur gute Frauen, es wimmelt auch darin von bösen Frauen, vor denen die Männer fliehen oder denen sie unterliegen. Denken wir an den Fischer und seine Frau. Kraft einer überirdischen Wunschgewalt gelingt es der unbedeutenden Frau des armen Fischers, sich zu Wohlstand aufzuschwingen. Aber der Wohlstand genügt ihr nicht. Sie will auch Macht. Sie entwickelt sich zu einer keifenden Megäre. Erst ist sie König. Dann will sie Kaiser werden, und als sie Kaiser ist, will sie Papst werden und dann, vom Cäsarenwahn befallen, will sie Gott ähnlich sein und fordert von ihrem Mann: « Sag ihm, ich will Gott werden. » Und der arme Mann irrt umher und singt immer und immer wieder voll Kummer:

« Meine Frau, die Ilsebill, will nicht so, wie ich gern will. »

Bis ihre ganze Aufgeblasenheit zusammenbricht und sie vom Thron herunter wieder im Pisspott sitzt.

Nicht immer enthält das Märchen tiefe Weisheit und Sehnsucht der Menschen. Noch zahlreicher sind die Märchen angefüllt mit fröhlicher, übermütiger Dummheit all der Glücks- und Sonntagskinder, der geistesgegenwärtigen Hänse und Peter, die in den Augen der Ihren als dumm und einfältig gelten, bis eines Tages ihre Stunde kommt, bei der sie durch Unerschrockenheit ihr Glück machen. Das sind die tapferen Schneider und kleinen Handwerker, die oft gar nicht einmal unerschrocken und mutig sind, sondern einfach Glück haben. Oder sie haben ein mitleidiges, gütiges Herz und das trägt im Märchen fast immer den Lohn davon. Sie haben das gütige Herz mit den kleinen, unbedeutenden oder armen, verachteten Lebewesen, die es ihnen danken. Keiner hat sich von ihnen einen Vorteil versprochen, aber in der Masse bilden sie eine Macht.

Da das Märchen nie mit abstrakten Vorstellungen arbeitet, ja dem echten Märchen sind sogar alle Reflektionen fremd, sondern immer mit den bildlichen Vorstellungen, so entspricht es dem Kinde, und darin liegt sein erzieherischer Wert, denn jedwedes Bild geht dem Kinde leichter ein als ein Gedanke.

3.
Das Märchenerzählen.

Inwieweit diese Handlung, das Symbol des Märchens, vom Zuhörer erfasst wird, liegt zum guten Teil mit am Erzähler. Keine Dichtung ist so dafür geschaffen « erzählt » zu werden, nicht nur gelesen, wie das Märchen. Das Volksmärchen ging vom gesprochenen Wort aus und war immer in Fluss, wandelbar in unendlichen Variationen. Es ist im Stil auch heute noch von den Forschern in jener klaren, knappen und lebendigen Art des gesprochenen Wortes aufgebaut und vom Sprechen abhängig, um sein ureigenstes Leben zu entfalten. Aus unserm eigenen Verständnis heraus müssen wir es dem Hörer oder dem Kinde so nahe als nur möglich bringen. Wir dürfen nicht nur Gang und Handlung gut und aufbauend erzählen, sondern wir müssen darüber hinaus mit der Handlung verbunden sein und diese in ihrer Symbolik erlebt haben. Alles, was noch nicht Erlebnis ward, bleibt totes Wort, und da hilft keine Schulung und keine Technik. Erzählen ist mehr als Rezitieren und ablesen,

erzählt werden kann nur aus dem eigenen Erlebnis heraus. Auch soll beim Märchenerzählen jeder mitleidige kindlich-süsse Tantenton vermieden werden. Das Kind kann nicht ernst genug genommen werden. Man soll das Märchen nicht verniedlichen oder verzerren. Es geht, auch in einem ruhigen, ernsten, sachlichen Ton, dem Kinde als Märchen ein, aus seinem Gehalt heraus. In keiner andern Dichtung kann so sehr auf den Volkscharakter und den landesüblichen Dialekt Rücksicht genommen werden wie im Märchen. Gerade die Schweizer Mundart gibt dem alten Volksmärchen neuen Fluss und neue Lebendigkeit, und keine Schweizer sollten es sich entgehen lassen, dem Kleinkind die Märchen neugestaltet zunächst in Mundart zu erzählen, dann aber die ihm so vertraute Geschichte um seiner Stilschönheit willen, besonders wenn es sich um Grimmsche Märchen handelt, in wortgetreuer Wiedergabe vermitteln, denn die Sprache und Form des Märchens ist für die sprachliche Erziehung des Kindes von Wichtigkeit.

Die Buschmänner Südafrikas und ihre Mythenwelt

Ein Volk, das von den Europäern noch in der letzten Stunde seines Unterganges beobachtet worden ist, sind die Buschmänner Südafrikas. Es war dies in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals – 1875 – umfassten die von Dr. Wilhelm Bleck, Kapstadt, gesammelten Mythen, Legenden, Sternensagen und Tierfabeln, 7200 Halbseiten in 84 Bänden. Später, nach seinem Tode, setzte seine Schwägerin, Dr. Lucy Lloyd, mit gleichem Eifer diese Arbeit fort. Einen Teil dieses so wertvollen Materials veröffentlichte sie 1911 – in London bei George Allen – in dem Werke « Specimens of Bushman-Folklore ». Es erschien in ursprünglicher Fassung, d. i. in der Buschmannsprache, und war gleichzeitig von den beiden Forschern in die englische Sprache übertragen worden. Und zwar geschah das noch in Gegenwart und unter Mitwirkung von Buschleuten, die ihnen ihr altererbtes Stammesgut – eben die erwähnte « Bushman-Folklore » – erzählten und sozusagen in die Feder diktierten.

Beide Forscher betonen wiederholt, dass es nur Bruchstücke und Ausklänge der traditionellen Volksmärchen und der geistigen Weisheitsgüter sind. Es würde ganz unmöglich sein, heutzutage noch solche Informationen zu sammeln, da es keine reinen Buschmänner mehr gibt. Mit ihnen sind auch ihre künstlerischen Fähigkeiten Malerei und Dichtkunst verschwunden – letzte, versprengte Reste als degeneriertes Mischvolk finden wir noch verstreut in den unwegsamsten Gegenden, in der Steppe oder in unwirtlichen Bergzügen.

Auf halber Höhe der Berge, unter überragenden Sandsteinfelsen und -hängen, die oft so hohl und ausgewaschen sind, dass sie natürliche Höhlen bilden – in hallenartigen Schlupfwinkeln finden wir noch heute das andere Geistesgut – ihre Felsmalereien – die Tausende und aber Tausende zählen, und die vom Südkap bis zum Sambesi reichen. In Tänzen, Tierkampf- und Jagdbildern spiegeln sie ihre Sitten wider oder illustrieren Mythen und Sagen. Eine ganz eigenartig wunderlich anmutende Welt, wenn man sie aus eigener Anschauung kennt. In ihrer wechselnden Vielgestaltigkeit und lebenswahren Darstellung meint man selbst mit im Geschehen zu sein. In einem wildromantischen Teil der östlichen Drakensberge im Oranjefreistaat suchte ich vor nunmehr 30 Jahren diese sogenannten « Buschmännerhöhlen » auf, um dort nach den Originalen die Bilder zu kopieren. Meine Originalkopien sind

seit 1911 vom Provinzialmuseum in Hannover erworben worden und sind dort ausgestellt.

Jetzt, da ich ihre (die Buschmann-) Mythen und Sagen in die deutsche Sprache übersetzt habe, hatte ich genau dasselbe Erlebnis wie damals – ich beobachtete die gleiche lebhafte Gebärdenhaftigkeit, die sich in Bildern formte und bis in die Sprache ausdrückte. So verdanken wir dies Buch afrikanischer Sitte und Kultur dem berühmten Sprachforscher Dr. Bleck, der diese dem Untergang geweihte Sprache noch im letzten Moment vor ihrem völligen Vergessenwerden bewahrte, indem er sie studierte und eine Schriftsprache für sie prägte mit verständlichen, symbolischen Zeichen für die fünf verschiedenen Schnalzlaute, die dieser isoliert dastehenden Sprache eigen sind. In den Tierfabeln treten sie als besondere Charakterisierungen auf – der Erzähler gilt quasi als Repräsentant des Tieres selbst, wie das ja auch beim Tänzer der Fall ist. Sei er nun ein Löwe oder Kranich, der da redend auftritt, stets muss er der Tiersprache d e n Schnalzlaut einfügen, der dem Wesen und der Eigenheit des Tieres entspricht. Auch hierin prägt sich eine grosse dramatische Gestaltung aus.

Der typische Anfang ihrer Märchen lautet: « Als die Tiere noch Menschen waren. » Daher bekunden sie eine tiefe Ehrfurcht vor den Tieren, selbst auf der Jagd.

Sonne, Mond und Gestirne sind auch als menschliche Wesen dargestellt, die unter ihnen wandelten. Seitdem Sonne und Mond droben am Himmel stehen, sind sie verstummt, so erzählt die Mythe. In solch traumhaften Erinnerungen erleben sie noch Erd- und Menschheitsentwicklung: So reden sie immer wieder von einer uralten Rasse, die ihnen vorausgegangen war, und, auf der Stufe der Menschentiere stehend, die Erde bevölkerte. Man kann es durchaus bejahen, wenn Geo Mc Call Theal, der bekannte Geschichtsforscher Südafrikas, in der Einleitung zu Blecks « Specimens of Bushman-Folklore » folgendes sagt: Es ist wahrhaftig eine uralte Rasse, die, wie von der Zeit vergessen, auf dem Antlitz der Erde zurückblieb. So können wir im Buschmann den paläolitischen Menschen wiedererkennen, für den es keinen Platz mehr auf dem Umkreis der Erde gab. K. W.

Als Dokument (d. i. wörtlich übertragene Übersetzung) III a — 34

Der Wind

Erzählt im April 1878 von /han //Kass'o, welcher es von seiner Mutter, ichabbi-au, hörte.

Der Wind, d. h. des Windes Sohn,[1] war früher ein Mensch. Er wurde ein Vogel[2] und flog, weil er nicht länger ging, wie er es gewohnt war; so flog er dahin und wohnte im Gebirge (in einer Bergeshöhle). So flog er. Früher war er ein Mensch. Er spielte früher Ball; er schoss, weil er fühlte, dass er ein Mensch war. Er wurde ein Vogel; der flog und lebte in einer Bergeshöhle. Und er flog heraus, flog umher und kehrte in sie zurück. Und er kam dort zu schlafen; und wacht früh auf und fliegt aus; fliegt fort, wieder fliegt fort. Und er kehrt wiederum zurück, indem er fühlt, dass er Nahrung gesucht hat. Und isst, sucht hier, dort, hier, dort, kehrt wiederum zurück. Und wieder kommt er, zu schlafen.

[1] Wörtlich: derjenige, der die Sonne in sich aufgenommen hatte. Der junge Wind wehte, da er fühlte, dass seine Väter wohl geweht hatten; denn sie waren der Wind. Deshalb wehten sie. Die Leute erzählten mir nichts über die Eltern des Windes, nur von dem jungen Wind sprachen sie zu mir.

[2] Der Wind war früher Mensch; er wurde ein Vogel. Deswegen wurde er an die Materie gebunden. Eine Hülle ist das, was wir Materie nennen.

(Davon, dass dieser merkwürdige Glaube, dass der Wind jetzt die Gestalt eines Vogels trägt, noch spät im lebendigen Bewusstsein der Buschmänner war, gibt folgendes genügenden Beweis:)

Smoke's Mann war es, der einstmals vom Winde mir erzählte, als er noch bei seinem Herrn Jacob Kotzé[3] lebte. Er sagte aus, dass der Ort, wo er den Wind sah, die Farm Haarfontein[4] war; ihr Buschmann-Name ist //Koächa, die Europäer nennen sie Haarfontein.

Smoke's Mann erblickte den Wind in Haarfonteins Berg. Da warf er seinen Stein nach dem Wind, denn er glaubte, es sei ein !Kuerre! (ein grosser Vogel). Und davon barst der Wind, deswegen blies der Wind nicht sanft; der Wind wirbelte hoch Staub auf, er hatte ja einen Stein nach dem Wind geworfen. Der Wind wirbelte den Staub auf, indem brauste er fort. Der Wind kam in eine Bergeshöhle, und er barst; er blies nicht sanft.

Und er, Smoke's Mann, ging angstvoll nach Hause. Und er setzte sich unter das Buschwerk der Hütte;[5] und schaute nicht nach den Schafen. Die Schafe selbst[6] kamen zurück, die Schafe kamen zurück, während er unter den Büschen sass (der Hütte); indem er fühlte, dass er die Schafe nicht wahrnehmen konnte wegen des Staubes. Deswegen setzte er sich unter das Buschwerk (der Hütte), denn er wünschte, dass der Staub sich legen möge; sass da unter den Büschen, sass dicht unter dem schützenden Buschwerk der Hütte, fühlte, wie er sich dort wärmen müsse, denn der Ort war kalt. Deshalb sass er unter den Büschen und fühlte, dass er sich wärmen müsse. Später erhob er sich, trieb die Schafe[7] in den Kraal, indem er merkte, dass die Sonne untergegangen war. So setzte er sich wiederum unter den Busch (der Hütte), denn er wünchte, dass seine Mutter ihm Essen bringen sollte,[8] so setzte er sich unter das Buschwerk (der Hütte), als er die Schafe zum Kraal gebracht hatte. Er setzte sich unter das Buschwerk der Hütte, indem seine Mutter, die dort arbeitete,[9] ihm ja Essen bringen sollte. Deswegen sass er unter dem Buschwerk (der Hütte), denn er wollte sich gern hinlegen.

Unterdessen arbeitete seine Mutter, arbeitete und brachte ihm Essen, dass er die wenige Nahrung aufass und sich niederlegte, indem er wohl merkte, dass die Bastards meistens nicht sehr freigebig sind beim Essen-Austeilen. Sie « Silla », die gab reichlich Essen, Jacob Kotzés Frau, denn sie fühlte sich als Buschmannsfrau, sie spricht die Buschmannsprache. Wir liessen meistens etwas übrig, das sie uns gab, da wir ganz befriedigt waren. Ich wohnte meistens bei ihr, auf ihrer Farm. Ja, Silla und Jacob Kotzé, bei denen lebte ich meistens.

Frei übertragene Übersetzung aus «Specimens of Buhman-Folklore».

Der junge Wind

In alten Zeiten ruhte der Wind. Windstille war auf der Erde, und der Wind spielte Ball mit !naka-ti. Er rief aus: « O !naka-ti, da fliegt er hin! » und

[3] Jacob Kotzé ist ein Bastard (Mischling), er lebte gewöhnlich in Hartus-Kloof.

[4] Haarfonteins Berge, in denen er den Wind sah.

[5] D. h. das Buschwerk war abgebrochen und wurde zum Dach der Mattenhütte benutzt.

[6] Die Africanderschafe, die mit den dicken Schwänzen, pflegen allein heimzukehren (wie //han //Kasso erzählt), während die Varlandschafe nicht allein heimkehren, sondern dort bleiben, wo man sie lässt.

[7] Die Schafe standen auf einem kahlen, uneingezäumten Platz, das waren des Bastards Schafe. So wohnt der Schäfer (d. h. er hat seine Hütte auf der einen Seite der Schafe, der Karren steht auf der gegenüberliegenden Seite der Schafe, während die Schafe dazwischen stehen).

[8] Er war (zu jener Zeit) noch Kind.

[9] Bei dem Herren, dem Bastard arbeitete.

!naka-ti: « O Kamerad, da fliegt er. » Er wusste ja des andern Namen nicht, weshalb er sagte: O Kamerad, da fliegt er. Er, der der wirkliche Wind war, nannte seinen Spielgefährten beim Namen.

Da lief !naka-ti zur Mutter, des anderen Namen zu erfragen: « O unsere Mutter, sag mir doch den Namen jenes Kameraden, sag ihn mir. Ich möchte ihn auch gern beim Namen rufen, wenn ich ihm den Ball zuwerfe. »

Die Mutter erwiderte: « Ich nenne dir den Namen nicht. Du musst warten, bis Vater uns das schützende Dach für unsere Mattenhütte geflochten, bis Vater mit starkem Buschwerk das Dach der Hütte befestigt hat! Erst dann sage ich dir den Namen deines Kameraden. Sobald du ihn von mir erfährst, musst du eilends nach Hause in die Hütte rennen, während du dich schon vom Winde ergriffen und hinweggetragen fühlst. » !naka-ti lief fort. Die beiden Spielgefährten warfen wieder Ball miteinander. !naka-ti ging aber wiederum zur Mutter zurück, sie wegen des andern Namen zu befragen, und die Mutter rief aus: « erriten-!Kuan-!Kuan, so heisst er. Es ist !gau-gaubu-ti. » Nun hatte !naka-ti seinen Willen und lief davon. Wieder warf er Ball mit dem Kameraden. Aber beim Namen nannte er ihn nicht. Er fühlte, wie recht die Mutter mit ihrer Warnung hatte: « Du musst schweigen und nicht deines Spielgefährten Namen zuerst ausrufen, wenn auch der Kamerad dich beim Namen ruft. Hast du ihn aber ausgesprochen, dann laufe was du kannst nach Hause, damit nicht der Wind dich packt und davonträgt. » Dies alles fällt !naka-ti ein, während er Ball mit seinem Freunde spielt. Dazwischen späht er nach dem Vater: Möchte Vater doch nun bald das Hüttendach vollenden. Aber dann, wenn Vater nun das Hüttendach gedeckt hat und sich niederlässt zum Ausruhen, und wenn !naka-ti mit Augen sieht, wie Vater wirklich die Hütte fertiggebaut hat, dann ist der Augenblick gekommen auszurufen: O erriten!-Kuan-!Kuan, da fliegt er hin! O !gau-gaubu-ti, da fliegt er hin!

Und als nun !naka-ti wirklich sah, dass sein Vater die Hütte bedeckt hatte, da rief er aus: « O erriten-!Kuan-!Kuan, da fliegt er hin! A !gau-gaubu-ti, da fliegt er hin! » Wie die Mutter ihm befohlen, stürzte er alsdann in aller Eile nach Hause. Der Wind aber fiel in demselben Augenblick zu Boden. Heftig stossend lag er auf dem Vlei. Er wälzte sich, stiess um sich. Der Wind brach los, jagte und fegte einher, zerbrach das Buschwerk und die Hütten und alles um ihn her. Vor Staub konnten die Leute nichts mehr sehen. Da trat die Windmutter aus ihrer Hütte, die natürlich stehengeblieben war, weil die Winde sie bewohnten, packte den Sohn, richtete ihn auf, und stellte ihn wieder fest auf die Füsse. Aber unwillig sträubte sich der Sohn; er wollte liegenbleiben. Doch die Mutter hielt ihn fest und stellte ihn aufrecht. Da wurde der Wind ganz still. Solange er am Boden lag, tobte er und wirbelte Staub auf. Darum sagen die Buschmänner: Steht der Wind aufrecht, so ist er still und sanft; liegt er aber am Boden, so stösst er mit den Knien heftig auf, und diese machen den Lärm des Sturmes.

Auch ich wünschte nur, dass ein sanfter Wind uns umwehe, damit wir ausgehen könnten, damit wir das jenseitige Gelände ersteigen, damit wir das Flussbett hinter dem Hügel erspähen mögen; denn wir haben den Springbock hier am Platze verjagt. Deshalb ist der Springbock zu dem jenseitigen trocknen Flussbett gewandert und hält sich hinter dem Hügel auf. Denn es waren ihrer nicht wenige, die wir hier am Platze erlegten, und wir haben auf den Springbock geschossen, als die Sonne sich neigte und unterging.

Frei übertragene Übersetzung aus «Specimens of Buhman-Folklore».

Wer Wild erlegt hat, darf den Mond nicht ansehen

Wir sollten nicht den Mond ansehen, wenn wir Wild erlegt haben; wir müssen das Haupt senken, die Augen niederschlagen und nicht aufwärts zum Himmel schauen; denn Bangen erfüllt uns beim Schein des Mondes. Wir fürchten uns vor ihm: Erzählten uns doch unsere Mütter, dass der Mond nicht wohlgesonnen ist, wenn wir ihn so anblicken. Sehen wir zum Monde auf, wenn wir das Wild erlegt haben, so fressen die Raubtiere das waidwunde Tier, sobald wir zum Monde aufschauen. Verendet das Wild aber nicht, so ist es das Mondenwasser[1], welches das Tier wieder aufleben lässt. Wissen wir doch aus den Sagen der Mütter, dass das Wasser droben in der Mondensphäre dem Honigseime gleicht, wenn es auf den Busch herniedertaut.

Das nun fällt auch auf das Wild und es erhebt sich, sobald es davon betaut ist. Das Mondenwasser löscht des Giftes Feuer, mit dem wir das Tier verwundeten, es steht auf, es entkommt, wie von dem Gifte befreit, selbst wenn es dem Verenden nahe schien. Vom Mondenwasser wird es geheilt; ihm schuldet es sein Leben.

Darum verwarnten uns unsere Mütter vor dem Umherblicken – wir sollten uns nicht um die Dinge am Himmel kümmern; denn so sagten die Mütter: Wenn wir ein Wild erlegten und dabei den Mond anblickten, so würde das Wild weiterziehen und wandern wie der Mond. So erzählten die Mütter.

[1] Lebenskraft.

Mitteilungen und Nachrichten

Wer kann folgende Rechnung lösen? 18 Sektionen des Schweizerischen Lehrerinnenvereins sollen zusammen bis zum 31. März 100 (hundert) neue Abonnentinnen auf die « Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung » beibringen. Wie viele trifft es auf eine Sektion? Für beste praktische und tatsächliche Lösungen sind Bücherpreise ausgesetzt. (Zur Erlangung derselben ist die Anmeldung von Neuabonnenten zu richten an die Redaktion in St. Gallen.)

Methodikkurs in Aarau am 22. und 23. Februar 1936. Die Schweiz. Stenographielehrer-Vereinigung führt auch dieses Jahr wieder ihren gewohnten Methodikkurs durch.

Kursbeginn: Samstag, den 22. Februar, im Singsaal des Zelglischulhauses; nach dem Nachtessen freie Zusammenkunft in Hotel « Glockenhof ».

Fortsetzung des Kurses: Sonntag, den 23. Februar, im Singsaal des Zelglischulhauses. Gemeinsames Mittagessen im neuen Saal der Bierhalle « Affenkasten »; anschliessend daselbst Hauptversammlung der Schweizerischen Stenographielehrer-Vereinigung.

Unsere Aarauer Schriftfreunde haben mit Hotels folgende Preise vereinbart: Nachtessen Fr. 2.50, Logis Fr. 3.50, Frühstück Fr. 1.30, gemeinsames Mittagessen am Sonntag Fr. 3 (Trinkgelder nicht inbegriffen).

Verbindliche Anmeldungen sind womöglich bis zum 15. Februar an Herrn R. Käser, Präsident des Stenographenklub des KV. Aarau, in Suhr bei Aarau, oder gleiche Adresse Aarau, Postfach 118, zu richten; sie sollen Angaben über Mahlzeiten, die man einzunehmen gedenkt, und Wünsche betreffend das Logis enthalten. Wer Verpflegung und Logis im alkoholfreien Hotel wünscht, möge dies besonders melden.